

Der „Vorhof zum Himmel“?

Zum 200-jährigen Jubiläum der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät

Gibt es die katholische Tübinger Schule? Wer die Geschichte der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät¹ in einer knappen Skizze zu deren 200-jährigem Jubiläum adäquat würdigen will, kommt an dieser Frage nicht vorbei. Sie klingt harmlos, doch sie führt auf ein vermintes Gelände, wie die teils heftigen Kontroversen der letzten Jahre und Jahrzehnte eindrücklich vor Augen führen. Wer sich zur Fakultät und ihrer Entwicklung äußert, ist gezwungen, ein Glaubensbekenntnis abzulegen und dabei zwischen Skylla und Charybdis zu navigieren: Bekennt man sich zur Tübinger Schule, dann hat man die Prämisse zu vertreten, dass mehr oder weniger alle Professoren aus allen theologischen Fächern 200 Jahre hindurch von 1817 bis heute einen einheitlichen theologischen Ansatz verfolgten und „in ihrer Denkrichtung und vor allem in ihren Methoden und Ergebnissen“ übereinstimmten.² Legt man dieses Bekenntnis ab, dann ist man in der Sicht von dessen Anhängern ein echter Tübinger, in der Sicht der meisten Historiker aber ein schlechter Wissenschaftler. Leugnet man dagegen die Existenz einer solchen Schule, weil sich die „differenzierten theologie- und kulturhistorischen Einsichten“³ zu den von Rudolf Reinhardt treffend überschriebenen „Tübinger Theologen und ihre Theologie“⁴ als derartig divergent erwiesen haben, dass sie auch mit bestem Willen nicht kontrafaktisch unter einen Hut gebracht beziehungsweise unter

-
- 1 | Im folgenden Beitrag sind differenzierte bio-bibliografische Nachweise zu den einzelnen Tübinger Professoren und ihren Lehrstühlen, den Bischöfen von Rottenburg-(Stuttgart) sowie weiteren genannten Persönlichkeiten nicht möglich. Für die Zeit bis 1980 ist zu verweisen auf: Friedrich Seck/Gisela Krause/Ernestine Stöhr, Bibliographie zur Geschichte der Universität Tübingen (Contubernium 27), Tübingen 1980. Allgemein zu konsultieren sind die entsprechenden Artikel u. a. in: Neue Deutsche Biografie (NDB), Lexikon für Theologie und Kirche (LThK, alle 3 Auflagen), Religion in Geschichte und Gegenwart sowie Erwin Gatz (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983; Ders. (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1945–2001. Ein biographisches Lexikon, Berlin 2002. Überdies stehen mit der Universitätsbibliographie (vgl. <https://bibliographie.uni-tuebingen.de/xmlui/handle/10900/11221>) und der Landesbibliographie Baden-Württemberg online (vgl. <http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI/>) weitere Findmittel zur Verfügung.
- 2 | Max Seckler, Im Spannungsfeld von Wissenschaft und Kirche. Theologie als schöpferische Auslegung der Wirklichkeit, Freiburg i. Br. 1980, 190.
- 3 | Andreas Holzem, Tübinger Schule? Tübinger Theologie als Zeitgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, in: Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 2013, 13–33; 31.
- 4 | Vgl. Rudolf Reinhardt (Hg.), Tübinger Theologen und ihre Theologie. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen (Contubernium 16), Tübingen 1977.

das gemeinsame Dach einer einheitlichen Schule gezwungen werden können, dann wird man zwar von (Kirchen-)Historikern als aufrechter, quellenbasiert arbeitender Wissenschaftler ästimiert, läuft aber als antischwäbischer theologischer Nestbeschmutzer Gefahr, den Ehrentitel eines echten Tübingers aberkannt zu bekommen. Schließlich gilt Tübingen – mitsamt der dort beheimateten Schule – nicht wenigen Theologen bis heute als „Vorhof zum Himmel“.⁵ Wer die Existenz der Tübinger Schule verneint, läuft Gefahr, den Eindruck zu erwecken, dieses Paradies als utopischen Sehnsuchtsort entlarven zu wollen. Einen einfachen Ausweg aus diesem Dilemma gibt es nicht.

Der derzeitige Forschungsstand macht es nicht unbedingt leichter. Andere Katholisch-Theologische Fakultäten wie etwa Münster⁶ verfügen über umfangreiche Gesamtdarstellungen ihrer Geschichte, auch mit weitgehend kompletten bio-bibliografischen Verzeichnissen. Davon ist Tübingen noch weit entfernt. Es fehlen maßgebliche Voraussetzungen: Zu den wenigsten Tübingern gibt es brauchbare historisch-systematische Biografien; durchlaufende Geschichten der einzelnen theologischen Disziplinen über zwei Jahrhunderte sind Mangelware, obzwar die Exegeten damit immerhin begonnen haben;⁷ statistische Auswertungen über Studentenzahlen, Herkunft und Geschlecht der Studierenden, Abschlussarbeiten, Dissertationen und Habilitationen, Karrieren der Absolventen und vieles mehr sucht man vergebens. Zu einer Geschichte der Tübinger Schule gibt es zwar brauchbare erste Ansätze,⁸ aber vor allem die „graue“ biografische Literatur über die Rottenburger Pfarrer als ehemalige Tübinger Studenten sowie einschlägige Egodokumente zum Thema sind bisher nicht ausgewertet und Oral History ist nicht betrieben worden.

Dabei ist der Forschungsstand wenigstens für das erste Jahrhundert der Fakultätsgeschichte gar nicht einmal schlecht. Es überwiegen jedoch rein systematisch orientierte Untersuchungen zu einzelnen Professoren und deren theologischem Gesamtansatz oder einzelnen Teilthemen ihres Denkens. Erforscht sind zudem vor allem die „Gro-

5 | Hans Küng, *Erkämpfte Freiheit. Erinnerungen*, München 2002, 288.

6 | Vgl. Eduard Hegel, *Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster 1773–1964*, 2 Bde. (Münsterische Beiträge zur Theologie 30), Münster 1966 und 1971.

7 | Vgl. Matthias Blum/Rainer Kampling (Hg.), *Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus. Neutestamentliche Exegeten der „Katholischen Tübinger Schule“ im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft* (Contubernium 79), Stuttgart 2012.

8 | Vgl. Abraham Peter Kustermann, „Katholische Tübinger Schule“. Beobachtungen zur Frühzeit eines theologiegeschichtlichen Begriffs, in: *Catholica* 36 (1982), 65–82; Ders., Die erste Generation der „Katholischen Tübinger Schule“ zwischen Revolution und Restauration, in: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte* 12 (1993), 11–34; Michael Kessler/Max Seckler (Hg.), *Theologie, Kirche, Katholizismus. Beiträge zur Programmatik der Katholischen Tübinger Schule von Joseph Ratzinger, Walter Kasper und Max Seckler. Mit reprographischem Nachdruck der Programmschrift Johann Sebastian Dreys von 1819 über das Studium der Theologie* (Kontakte 11), Tübingen 2003; zusammenfassend: Ulrich Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“, in: Blum/Kampling (Hg.), *Aufklärung* (wie Anm. 7), 43–65; Stefan Warthmann, *Die Katholische Tübinger Schule. Zur Geschichte ihrer Wahrnehmung* (Contubernium 75), Stuttgart 2011.

ßen“ der Fakultät aus den ersten beiden Generationen, allen voran Johann Sebastian von Drey, Johann Adam Möhler, Johann Baptist von Hirscher und Johannes Evangelist von Kuhn. In kirchenhistorischer Hinsicht ist es vor allem Rudolf Reinhardt zu verdanken, dass die Epoche von der Gründung bis zum Ende der Monarchie 1918 gut dokumentiert ist, sowohl durch Einzelstudien, Quelleneditionen – insbesondere die umfangreich kommentierten Lebenserinnerungen des Tübinger Moraltheologen Franz Xaver von Linsenmann⁹ – und zahlreiche Miszellen als insbesondere auch durch eine erste Gesamtdarstellung.¹⁰

Mit Blick auf das zweite Jahrhundert stellt sich der Forschungsstand dagegen wesentlich bescheidener dar.¹¹ Für die Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches“ verdanken wir Dominik Burkard zwei gewichtige historische Überblicksbeiträge¹² sowie materialreiche Aufsätze zu Karl August Fink,¹³ die zusammengenommen eine Monografie über den profilierten und umstrittenen Kirchenhistoriker ergeben könnten. Der Dogmatiker Karl Adam steht wegen seiner zeitweisen Nähe zum Nationalsozialismus schon seit Längerem im Fokus der Forschung.¹⁴ Über Josef Rupert Geiselman,

-
- 9 | Vgl. Rudolf Reinhardt (Hg.), Franz Xaver Linsenmann. Sein Leben. Bd. 1: Lebenserinnerungen. Mit einer Einführung in die Theologie Linsenmanns von Alfons Auer, Sigmaringen 1987.
- 10 | Vgl. Rudolf Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Faktoren und Phasen der Entwicklung, in: Ders. (Hg.), Tübinger Theologen und ihre Theologie (wie Anm. 4), 1–42. Vgl. auch die anderen Beiträge Reinhardts zur Wissenschafts- und Hochschulgeschichte: Hubert Wolf, Reich – Kirche – Politik. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Germania Sacra in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Rudolf Reinhardt zum 70. Geburtstag, Ostfildern 1998, 223–295; 229–233.
- 11 | Vgl. allgemein Johannes Michael Wischnath/Irmela Bauer-Klöden (Bearb.), Die Universität Tübingen und der Nationalsozialismus. Eine Bibliographie, Tübingen 2010, 54–60.
- 12 | Vgl. Dominik Burkard, Theologie und Gesellschaft im Umbruch. Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen in der Weimarer Republik, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 24 (2005), 51–85; Ders., Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen, in: Ders./Wolfgang Weiss (Hg.), Katholische Theologie im Nationalsozialismus. Bd. 1/1: Institutionen und Strukturen, Würzburg 2007, 217–275 bzw. Ders., Die Entwicklung der Katholisch-Theologischen Fakultät, in: Urban Wiesing u. a. (Hg.), Die Universität Tübingen im Nationalsozialismus (Contubernium 73), Stuttgart 2010, 119–175 (weitgehend identische Beiträge).
- 13 | Vgl. Dominik Burkard, Der andere Katholizismus. Kommentare zum kirchlichen Zeitgeschehen der 1950er und 1960er Jahre im Briefwechsel zwischen Hans Barion und Karl August Fink, in: Ders./Nicole Priesching (Hg.), Katholiken im langen 19. Jahrhundert. Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Otto Weiß zum 80. Geburtstag, Regensburg 2014, 349–449; Ders., „... ein ebenso rabiater Kirchenmann wie Nationalist ...“? Der Kirchenhistoriker Karl August Fink (1904–1983) und Rom, in: Michael Matheus/Stefan Heid (Hg.), Orte der Zuflucht und personeller Netzwerke: Der Campo Santo Teutonico und der Vatikan 1933–1955 (RQ Supplementband 63), Rom/Freiburg i. Br./Wien 2015, 457–559; Ders., „... trete beiseite und laß sie vorbeiziehen, die Oberaffen und ihr Gefolge ...“ (1943). Aus dem Briefwechsel des Kirchenhistorikers Karl August Fink mit dem Wehrer Stadtpfarrer Stephan Wildemann, in: Freiburger Diözesanarchiv 136 (2016), 115–206; Ders., Revisionistische oder kritische Kirchengeschichtsschreibung? Der Tübinger Theologe Karl August Fink (1904–1983), in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 32 (2013), 173–210.
- 14 | Vgl. Hans Kreidler, Eine Theologie des Lebens. Grundzüge im theologischen Denken Karl Adams, Mainz 1988; Lucia Scherzberg, Kirchenreform mit Hilfe des Nationalsozialismus. Karl Adam als kontextueller Theologe, Darmstadt 2001.

den Dekan der Fakultät von 1935 bis 1945, erfahren wir viel in den Studien von Abraham Peter Kustermann über Drey¹⁵ und erneut bei Burkard.¹⁶

Die sieben Jahrzehnte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs harren dagegen noch weitgehend der historisch-systematischen Aufarbeitung, weswegen unter anderem die Bedeutung der Laien noch nicht angemessen gewürdigt worden ist. Von der Rolle der Frauen ganz zu schweigen: Bis zur Berufung der ersten Frau – der Liturgiewissenschaftlerin Gabriele Winkler – auf einen Lehrstuhl dauerte es bis 1992. Insofern könnte das Männerbündische ein nicht zu vernachlässigendes Merkmal der Tübinger Theologie und Schule langer Jahrzehnte gewesen sein. Insgesamt wissen wir über die Rolle der Fakultät im Umfeld des Zweiten Vatikanischen Konzils und seiner Rezeption noch viel zu wenig, auch wenn etwa Dietmar Mieth zu Alfons Auer und zur Autonomien Moral¹⁷ gearbeitet und Hans Küng seine dreibändigen Memoiren¹⁸ vorgelegt hat. Hochinteressant wäre etwa eine Doppelbiografie von Hans Küng und Joseph Ratzinger,¹⁹ die beide bis zu Ratzingers „Flucht“ nach Regensburg während der Studentenunruhen von 1968 in Tübingen lehrten.

Die gute Quellenlage im Universitätsarchiv in Tübingen kann sowohl für Einzelstudien – wie die exzellente Arbeit von Markus Thureau über den Exegeten Karl Hermann Schelkle gezeigt hat²⁰ – als auch für eine große Überblicksdarstellung eine solide Basis bieten.²¹ Dabei könnte es durchaus lohnend sein, Fakultätsgeschichte als „Diskursgeschichte“ zu schreiben, als „Geschichte des Wissens“, die zugleich eine „Geschichte seiner gesellschaftlichen Wirkungen“ ist. Das hat Andreas Holzem in seinem viel diskutierten Festvortrag zur Eröffnung der Vollversammlung der Goerres-Gesellschaft in Tübingen 2013 gefordert. Zugleich musste er aber feststellen, dass dies für „viele Kapitel der Tübinger Theologiegeschichte“ noch ausstehe.²² Auch wenn der derzeitige Tü-

15 | Vgl. *Abraham Peter Kustermann*, Die Apogetik Johann Sebastian Dreys (1777–1853). Kritische, historische und systematische Untersuchungen zu Forschungsgeschichte, Programmentwicklung, Status und Gehalt (Contubernium 36), Tübingen 1988.

16 | Vgl. *Burkard*, Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen (wie Anm. 12), 266–274 und passim.

17 | Vgl. etwa *Dietmar Mieth*, Moralische Autonomie – Selbstbestimmung und Selbstverpflichtung nach Alfons Auer, in: Alfons Auer, *Autonome Moral und christlicher Glaube*. Mit dem Nachtrag zur Rezeption der Autonomievorstellung in der katholisch-theologischen Ethik von 1984 und mit einem einleitenden Essay von Dietmar Mieth, Darmstadt 2016, I–XXXIX.

18 | Vgl. *Küng*, *Erkämpfte Freiheit* (wie Anm. 5); *Ders.*, *Umstrittene Wahrheit. Erinnerungen*, München 2007; *Ders.*, *Erlebte Menschlichkeit. Erinnerungen*, München 2013.

19 | Vgl. *Joseph Ratzinger*, *Salz der Erde. Christentum und katholische Kirche an der Jahrtausendwende*. Ein Gespräch mit Peter Seewald, München 1996; *Ders.*, *Aus meinem Leben (1927–1977)*, Stuttgart 1998.

20 | Vgl. *Markus Thureau*, *Der „Fall Schelkle“ (1929–1949)*. Zur frühen Rezeption der Formgeschichte innerhalb der katholischen Bibelwissenschaft im Spannungsfeld von lehramtlichem Widerstand, politischem Kalkül und theologischer Erneuerung (Apelotes. Studien zur Kulturgeschichte und Theologie 14), Frankfurt a. M. 2017.

21 | Die Überlieferung der Katholisch-Theologischen Fakultät ist im Universitätsarchiv Tübingen unter Beachtung der üblichen archivischen Sperrfristen zugänglich. Da sich der Bestand in Bearbeitung befindet, kann im Universitätsarchiv derzeit nur ein provisorisches Bestandsrepertorium vorgelegt werden. Für die äußerst konstruktiven Gespräche in diesem Kontext danke ich sehr herzlich Frau Dr. Regina Keyler.

22 | *Holzem*, *Tübinger Schule?* (wie Anm. 3), 32f.

binger Kirchenhistoriker das Konzept einer Tübinger Schule dezidiert ablehnt, klingt die geforderte Geschichte der gesellschaftlichen Wirkungen ebendieser Schule am Ende doch wie eine produktive Weiterentwicklung der „praktischen *Gegenwartsbezogenheit*“;²³ die den Anhängern der Tübinger Schule als eines ihrer prägenden Kennzeichen gilt.

Vorher müsste aber erst einmal der Graben zwischen systematischer und historischer Beschäftigung mit den Tübingern und ihrer Theologie überwunden werden. Während Systematiker nicht selten eher „werkimmanent“ eine zentrale Idee aus dem Denken eines Tübingers zum Untersuchungsgegenstand erheben („Die Kirche bei X“, „Der Glaubensbegriff im Denken von Y“...), untersuchen Kirchenhistoriker meist die kirchenpolitischen Rahmenbedingungen des Wirkens eines Theologen, nicht selten ohne tiefer in sein Denken einzudringen. So wird etwa Kuhns 1868 erschienene Gnadenlehre in systematisch-theologischer Perspektive nicht selten als folgerichtiger End- und Höhepunkt der Entwicklung von Kuhns gnadentheologischem Denken dargestellt, in dem er seine Jugendsünde einer jansenistischen Gnadenlehre endgültig überwunden habe. Eigentlich ist dieses Werk jedoch nicht für die theologische Öffentlichkeit in Deutschland bestimmt, sondern für die Richter der Römischen Inquisition, vor der Kuhn angeklagt war. Es ist aus der Defensive geschrieben, ein Plädoyer auf Freispruch – und eben nicht das Ergebnis freier Überlegung jenseits aller Zwänge.²⁴ Biografie, Zeitgeschichte und Theologie hängen eng zusammen. Von einer wirklichen Brücke über den Graben zwischen Systematik und Geschichte sind wir jedoch immer noch weit entfernt.

Angesichts dieser Ausgangslage können hier nur erste Schneisen in den Wald der Tübinger Fakultätsgeschichte geschlagen werden. In einigen Thesen sollen wesentliche Erkenntnisse der Forschung knapp zusammengefasst werden, die hoffentlich zur weiteren, hochspannenden Beschäftigung mit den katholischen Tübinger Theologen und ihren Theologien anregen. Um sowohl Skylla als auch Charybdis zu umschiffen, wird versucht, eine doppelte Geschichte zu schreiben: zum einen eine klassische Faktengeschichte der Fakultät, zum anderen eine Geschichte der Tübinger Schule im kollektiven Gedächtnis.

1. Fakten: Die schwierige Suche nach Kohärenz

Wenn es tatsächlich eine einheitliche katholische Tübinger Schule gegeben hätte und immer noch gäbe, dann wäre es relativ einfach, 200 Jahre Katholisch-Theologische Fa-

23 | Max Seckler, *Katholische Tübinger Schule*, in: LThK³ 10, 2001, 287–290; 289 [Hervorhebung im Original].

24 | Vgl. Hubert Wolf, *Ketzer oder Kirchenlehrer? Der Tübinger Theologe Johannes Ev. Kuhn (1806–1887)* In den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen seiner Zeit (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 58), Mainz 1992, 382.

kultät Tübingen auf wenigen Seiten halbwegs adäquat zu würdigen. Dann könnte man in diesem Jubiläumsbeitrag von einer stimmigen „Geschlossenheit und Einheitlichkeit“²⁵ des katholischen Theologietreibens an der Alma Mater Tubingensis und den damit verbundenen eindeutigen Charakteristika der Tübinger Schule ausgehen, sie durch zwei Jahrhunderte hindurch verfolgen, ihr Potenzial *ad multos annos* aufzeigen und so den hohen Erwartungen, die gemeinhin mit der Gattung eines Festschriftbeitrages verbunden sind, wenigstens halbwegs entsprechen. Insbesondere wäre die Geschichte der Gründergeneration, die ihre Arbeit im Wintersemester 1817/18 an der evangelischen Landesuniversität Württembergs aufnahm, herauszuarbeiten und ihre Bedeutung als Erinnerungsort durch die Geschichte hindurch zu analysieren.

Doch so einfach ist es leider nicht. Die Kirchenhistoriker, allen voran der langjährige Tübinger Ordinarius Rudolf Reinhardt²⁶ und sein evangelischer Kollege Ulrich Köpf,²⁷ sahen in der katholischen Tübinger Schule lediglich ein Konstrukt der theologischen Systematiker, das durch die historische Wirklichkeit der konkreten Fakultätsgeschichte nicht gedeckt sei. Die „Projekte, Methoden, Denkrichtungen und Inhalte“ hätten im Lauf von zwei Jahrhunderten immer wieder von „Generation zu Generation gewechselt“, und auch innerhalb einer Phase der Fakultätsgeschichte könne kaum einmal von einer Übereinstimmung in theologischen Ansätzen gesprochen werden. Vielmehr wurden „zu einzelnen Sachfragen [...] vielfach höchst gegensätzliche Standpunkte eingenommen“, was sogar Max Seckler in einer frühen Arbeit eingestehen musste.²⁸ Auch was die Geschichte der einzelnen theologischen Disziplinen und ihrer Vertreter angeht, müsse man eher von Brüchen als von Kontinuitäten sprechen. „Können Kirchenhistoriker, die so verschieden gearbeitet haben, wie Möhler und Hefele auf der einen, Funk auf der anderen Seite, als Glieder ein und derselben Schule gesehen werden?“ – fragte Rudolf Reinhardt in seinem immer noch grundlegenden Beitrag zur Geschichte der Fakultät im 19. Jahrhundert und gab die eindeutige Antwort, es sei höchste Zeit und wissenschaftlich geboten, „endlich auf den Begriff der ‚Schule‘ zu verzichten. Wenn in Tübingen Schule gemacht wurde, so war es in den Schulen, die um die Großen der Fakultät – Drey, Hirscher, Möhler, Kuhn, Hefele, Aberle – entstanden sind.“²⁹ Diese Position hat sich in historischer Perspektive als durch Fakten belegt durchgesetzt.³⁰

25 | Rudolf Reinhardt, 150 Jahre Katholisch-Theologische Fakultät, in: Tübinger Blätter 54 (1967), 37–40; 37, online: [http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/LXV198_54_1967/0039/image?sid=92f36f081fbee03df74312162f38636\(29.01.2018\)](http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/LXV198_54_1967/0039/image?sid=92f36f081fbee03df74312162f38636(29.01.2018)).

26 | Vgl. Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert (wie Anm. 10).

27 | Vgl. Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“ (wie Anm. 8).

28 | Seckler, Im Spannungsfeld (wie Anm. 2), 190.

29 | Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert (wie Anm. 10), 42.

30 | Vgl. Burkard, Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen (wie Anm. 12); Holzem, Tübinger Schule? (wie Anm. 3); Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“ (wie Anm. 8); Kustermann, „Katholische Tübinger Schule“ (wie Anm. 8);

1.1 Phasen der Fakultätsentwicklung

Im Anschluss an Rudolf Reinhardt lassen sich für das erste Jahrhundert³¹ – grob verallgemeinert – folgende Phasen der Fakultätsgeschichte herausarbeiten, die durch Brüche und Kontinuitäten gleichermaßen gekennzeichnet sind:

Die erste Phase der Fakultätsgeschichte reicht bis 1831 – und beginnt schon 1812. Denn das eigentliche Gründungsdatum der Fakultät ist das Jahr 1812 und der Gründungsort Ellwangen an der Jagst.³² Dort errichtete König Friedrich I. die nach ihm benannte Friedrichsuniversität, die nur aus einer Katholisch-Theologischen Fakultät bestand, aber eine weitgehende personelle und theologisch-konzeptionelle Kontinuität zur späteren Fakultät in Tübingen aufweist. Die Fakultät konnte 2017 also eigentlich „nur“ das 200-jährige Jubiläum ihrer Verlegung von der Jagst an den Neckar feiern.

In der ersten Phase (1812/17–1830) stand sie unter dem Einfluss einer katholischen Aufklärung. Typisch für alle Professoren (Drey, Peter Alois Gratz und in seiner Nachfolge auf dem Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese Andreas Benedikt Feilmoser, Johann Georg Herbst und Hirscher) war ein Zug zur Toleranz, Bibelkritik und Ablehnung barocker Frömmigkeitsformen, verbunden mit einer kritischen „Überprüfung der herkömmlichen kirchlichen Verfassung“.³³

Die zweite Phase (1831–1848) prägte der junge Kirchenhistoriker Johann Adam Möhler, der im Vormärz gegen die aufgeklärte Gründergeneration opponierte und eine romantische Wende in Fakultät und Bistum einleitete. In der Folge spaltete sich das Professorium in „Altkirchler“ und „Jungkirchler“, in „Liberale“ beziehungsweise „Staatskirchler“, die in der Tradition der Aufklärer standen, und „Möhlerianer“ beziehungsweise „Ultramontane“. Aus den Streitigkeiten gingen die Möhler-Schüler Johannes Evangelist Kuhn, Carl Joseph Hefele und Benedikt Welte schließlich als Sieger hervor.

In der dritten Phase (1848–1870) spaltete sich im Bistum Rottenburg die siegreiche „ultramontane“ Partei. In der Tübinger Fakultät etablierten sich die „gemäßigten Ultramontanen“, die mit den Freiheiten zufrieden waren, die sie in der Revolution erreicht hatten. Dagegen wollten die Hardliner einen Kirchenkampf. Ihr Ziel war es, die katholische Kirche vollständig vom württembergischen Joch zu befreien, Fakultät und Wilhelmsstift aufzuheben, stattdessen ein tridentinisches Priesterseminar zu errichten und so letztlich Kirche und Staat konsequent zu trennen – in diesem Punkt waren sie

Ders., Die erste Generation (wie Anm. 8); Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert (wie Anm. 10).

31 | Reinhardt geht nach der „Vorgeschichte“ ein auf „Die Aufklärung“, „Die Wende“, „Das Jahr 1848 und seine Folgen“ und „Das Vatikanische Konzil und seine Folgen“; vgl. Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert (wie Anm. 10), 7–41.

32 | Vgl. Hubert Wolf, Ein „Ort der Finsternis und Beschränktheit“? Zur Gründung von Diözese Rottenburg, Katholisch-Theologischer Fakultät und Tübinger Quartalschrift in Ellwangen (1812–1817), in: Theologische Quartalschrift 193 (2013), 98–115.

33 | Reinhardt, Die Katholisch-theologische Fakultät Tübingen im ersten Jahrhundert (wie Anm. 10), 20.

sich mit den sonst so verhassten radikalen Liberalen einig. Kuhn und Hefele, die im Vormärz als politisch unzuverlässig gegolten hatten, wurden nun zu Stützen der württembergischen Monarchie und der bestehenden Ordnung, sie machten die Fakultät und ihre Theologie in Württemberg und bei Hofe erstmals salonfähig. Die Opponenten gegen Fakultät und Bischof sammelten sich in der sogenannten „Donzdorfer Fakultät“, die sich als rechtgläubige Gegenfakultät zu den „häretischen“ Tübingern verstand. Die Auseinandersetzungen kulminierten Ende der sechziger Jahre in den „Rottenburger Wirren“, bei denen die Radikalultramontanen mithilfe der Münchner Nuntiatur versuchten, Bischof Lipp und die Tübinger Professoren absetzen zu lassen, was aber fehlschlug.

Die vierte Phase (1870–1898) war geprägt vom Ersten Vatikanischen Konzil und seiner Rezeptionsgeschichte. Alle Tübinger lehnten wie ihr ehemaliger Kollege und nunmehriger Bischof von Rottenburg, Hefele, das Unfehlbarkeitsdogma entschieden ab. Sie äußerten sich jedoch öffentlich nicht dazu. Das ersparte ihnen zwar das Schicksal ihrer Kollegen in Bonn oder München, trug ihnen aber auch heftigen Spott ein. So schrieb der Münchner Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger, der wegen seiner Ablehnung des Dogmas exkommuniziert worden war, die Tübinger trieben jetzt nur noch „theologische Allotria“.³⁴ Und die Intransigenten spotteten, selbst bis an den Nordpol sei die frohe Kunde von der Infallibilität schon gedrungen, nur in das „abseits der großen Verkehrswege gelegene, von der Welt abgeschnittene Tübingen“ noch nicht.³⁵

Die fünfte Phase (1898–1918) stand im Zeichen der Auseinandersetzung um den Modernismus.³⁶ Bereits in den 1880er Jahren hatte sich eine neue Spaltung der Fakultät abgezeichnet, insbesondere durch die Berufung von Paul Wilhelm Keppler, der aus der „Donzdorfer Fakultät“ kam. Dieser avancierte zum pastoralen Bestsellerautor, wurde von den streng wissenschaftlich arbeitenden Kollegen wie dem Kirchenhistoriker Franz Xaver Funk oder dem Moraltheologen Anton Koch aber eher als Populärwissenschaftler belächelt. Keppler fand vor allem im Kirchenrechtler Johann Baptist Sägmüller einen Bundesgenossen. Als er dann trotz Vorbehalten der württembergischen Regierung – sie hielt ihn für einen verkappten Jesuiten – 1898 Bischof von Rottenburg wurde, rächte er sich an seinen ehemaligen, „modernistischen“ Kollegen. Die antimodernistischen Maßnahmen Pius' X. boten ihm dazu einen willkommenen Anlass:

34 | So formulierte es Döllinger gegenüber Adolf von Harnack; Axel von Harnack (Hg.), *Adolf von Harnack. Aus der Werkstatt des Vollendeten. Als Abschluß seiner Reden und Aufsätze*, Gießen 1930, 113–117; 116f.

35 | So spottete das Pastoralblatt für die Diözese Augsburg; vgl. Hubert Wolf, *Indem sie schweigen, stimmen sie zu? Die Tübinger Katholisch-Theologische Fakultät und das Unfehlbarkeitsdogma*, in: Ders. (Hg.), *Zwischen Wahrheit und Gehorsam. Carl Joseph von Hefele (1809–1893)*, Ostfildern 1994, 78–101; 78.

36 | Zum Folgenden vgl. Rudolf Reinhardt, *Zu den Auseinandersetzungen um den „Modernismus“ an der Universität Tübingen*, in: Ders. (Hg.), *Tübinger Theologen und ihre Theologie (wie Anm. 4)*, 271–352; Max Seckler, *Theologie vor Gericht. Der Fall Wilhelm Koch. Ein Bericht (Contubernium 3)*, Tübingen 1972; Hubert Wolf, „Hätte ich doch Stenogramme lesen können.“ Keppler-Briefe zum Fall Wilhelm Koch, in: *Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte* 6, Tübingen 1992, 91–108.

Nachfolger von Funk wurden nicht die wissenschaftlich wesentlich besser ausgewiesenen „Liberalen“ Hugo Koch oder Sebastian Merkle, sondern der kirchenpolitisch eher harmlose, zurückhaltende Stubengelehrte Karl Bihlmeyer. Der Dogmatiker Wilhelm Koch verlor auf Kepplers Betreiben sogar seinen Lehrstuhl. Dieser „Fall“ ist nur die Spitze des Eisbergs der heftigen Auseinandersetzungen um den „Modernismus“ in Fakultät und Bistum.

Für die Zeit der Weimarer Republik (1919–1933), die sechste Phase, konnte Dominik Burkard eine starke Polarisierung innerhalb der Fakultät und zugleich einen verstärkten kirchlichen Druck auf Tübingen feststellen.³⁷ Die „liberalen“ Exegeten Paul Rießler und Ignaz Rohr wichen auf ungefährliches Terrain aus, um Konflikte mit dem Lehramt zu vermeiden. Der vorsichtige Kirchenhistoriker Karl Bihlmeyer verharmloste das Lehrbuch seines historisch-kritisch arbeitenden Lehrers Franz Xaver Funk, der mit der römischen Zensur in Konflikt geraten war, von Auflage zu Auflage immer weiter. Der Philosoph Ludwig Baur und der Moraltheologe Otto Schilling schwenkten ganz auf die neuscholastischen Vorgaben des Lehramtes ein. Der Kanonist Johann Baptist Sägmüller blieb ein harter Antimodernist. Dagegen schrieb der Dogmatiker Karl Adam moderne christologische Bestseller, traf den Ton der Zeit und geriet mit Bischof Keppeler und dem Heiligen Offizium wegen „Modernismus“ in Konflikt.

In der siebten Phase (1933–1945), während der zwölf Jahre des Dritten Reiches, passten sich die Tübinger Professoren in unterschiedlichem Ausmaß, aber letztlich doch weitgehend an die neue politische Situation an.³⁸ Die einen unternahmen – wie Dominik Burkard resümiert – den „Versuch eines Bestehens im System“, etwa der Patoraltheologe Franz Xaver Arnold. Der 1940 nach Tübingen berufene, kritische Kirchenhistoriker Karl August Fink widmete sich dem kreativen „Ausschöpfen aller Möglichkeiten, die das System *auch* bot, für die eigene wissenschaftliche Arbeit“. Andere schwenkten „auf den Mainstream“ ein oder nutzten sogar die Praktiken des nationalsozialistischen Terrors „im persönlichen Konkurrenzkampf“ aus, beispielsweise der Dauerdekan Josef Rupert Geiselmann (1935–1945).³⁹ Karl Adam galt zumindest anfangs als Brückenbauer zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus. In seinem berühmt-berüchtigten Beitrag „Deutsches Volkstum und katholisches Christentum“ in der Theologischen Quartalschrift beschwor er 1933 „deutsches Blut und Christentum“ als „Urmächte [...], die unser Volkstum schufen und formten“. Den Zugang zu diesen „Kraft- und Lebensquelle[n]“ habe nur ein „Volkskanzler“ erschließen können: „Und er kam, Adolf Hitler. Aus dem Süden, aus dem katholischen Süden kam er, aber wir

37 | Zum Folgenden vgl. Burkard, *Theologie und Gesellschaft im Umbruch* (wie Anm. 12), 51–85; Raphael Hülsbömer, Karl Adam im Visier der kirchlichen Glaubenswächter. Einblicke in die Zensurverfahren gegen den Tübinger Dogmatiker von 1926 und 1931–1933, in: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte* 30 (2011), 179–202.

38 | Zum Folgenden vgl. Burkard, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen* (wie Anm. 12), 219–275. Zur allgemeinen Situation der Universität vgl. die Beiträge in *Wiesing u. a.* (Hg.), *Universität Tübingen* (wie Anm. 12).

39 | Burkard, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen* (wie Anm. 12), 274f. [Hervorhebung im Original].

kannten ihn nicht.“ Dann pries Adam den „Führer“ als „Befreier des deutschen Genius“.⁴⁰ Kritisch-produktive „inhaltlich-wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen der Zeit“ fanden dagegen nicht statt.⁴¹

Für die Zeit nach 1945 ist eine Unterscheidung weiterer Phasen aufgrund des Forschungsstandes derzeit noch nicht möglich.⁴² Fortgesetzt wurde aber die in der Weimarer Zeit begonnene Praxis, nicht nur Rottenburger Priester auf Professorenstellen zu berufen, sondern zunehmend auch „Ausländer“. Heute gehört nur noch ein Mitglied des Rottenburger Klerus der Tübinger Fakultät an, die damit zwar die viel beklagte geistige „Inzucht“ überwunden, aber zugleich einen wichtigen Teil ihrer Verankerung im Bistum verloren hat. Zahlreiche spannende Themen der letzten siebzig Jahre Fakultätsgeschichte harren der Aufarbeitung: die Auseinandersetzungen mit dem Pontifikat Pius' XII. in seiner Endphase, insbesondere mit dem Mariendogma von 1950; die Stellung von Fakultät und einzelnen Professoren zu theologischen Erneuerungsbewegungen wie etwa der Mysterientheologie oder der kerygmatischen Theologie; die Rolle Tübinger Theologen und ihrer Theologie für die Vorgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils, insbesondere Josef Rupert Geiselmanns und Karl Adams, sowie der Periti auf dem Konzil selbst, Hans Küng und Joseph Ratzinger; die Rezeptionsgeschichte verschiedener Dekrete des Zweiten Vaticanums im Kontext der Revolution von 1968, namentlich im Hinblick auf *Humanae vitae*, Königsteiner Erklärung oder den Essener Katholikentag; die zunehmende Spannung zwischen Theologie und Lehramt, namentlich im Pontifikat Johannes Pauls II. (etwa die Fälle Hans Küng,⁴³ Herbert Haag,⁴⁴ Alfons Auer,⁴⁵ Johannes Neumann⁴⁶); das Verhältnis zum Bistum Rottenburg-Stuttgart und zum Wilhelmsstift, insbesondere angesichts der Marginalisierung von Priesteramtskandidaten unter den Studierenden in Tübingen; und nicht zuletzt die Bedeutung einer angemessenen Wissenschaftskommunikation von Theologie in eine breitere Öffentlichkeit hinein.

40 | Karl Adam, Deutsches Volkstum und katholisches Christentum, in: Theologische Quartalschrift 114 (1933), 40–63; 40f., 45, 41 und 42.

41 | Burkard, Die Katholisch-Theologische Fakultät Tübingen (wie Anm. 12), 274.

42 | Ansätze dazu finden sich bei Thureau, Der „Fall Schelkle“ (wie Anm. 20). Markus Thureau danke ich für wichtige Hinweise zur Fakultätsgeschichte nach 1945.

43 | Vgl. Norbert Greinacher/Herbert Haag (Hg.), Der Fall Küng, München 1980.

44 | Vgl. Herbert Haag, Ein Verfahren der Glaubenskongregation, in: Theologische Quartalschrift 153 (1973), 184–192; Bernd J. Claret, Geheimnis des Bösen. Zur Diskussion um den Teufel (Innsbrucker Theologische Studien 49), Innsbruck 1997, 142–154.

45 | Vgl. Mieth, Moralische Autonomie (wie Anm. 17), XXVII.

46 | Vgl. die nicht unproblematische „Biografie“ von Ursula Neumann, Der Kirchenrechtsprofessor nimmt Vernunft an, wird mit mir glücklich und stirbt, o. O. [Books on demand] 2017.

1.2 Wissenschaftlichkeit, Gegenwartsbezogenheit, Kirchlichkeit?

Lassen sich trotz dieser so unterschiedlichen Phasen Kontinuitäten in der Fakultätsgeschichte finden, welche die Rede von einer Tübinger Schule rechtfertigen? Die Festschrift zum letzten großen Jubiläum der Fakultät 1967 trug zwar den Titel „Theologie im Wandel“, Joseph Ratzinger, damals Dekan der Fakultät, hob jedoch in seinem programmatischen Vorwort die Kontinuitäten in allem Wandel hervor: Die Gründung der Fakultät im Jahr 1817 durch den evangelischen König Württembergs könne vordergründig zwar „als Kind des politischen Zufalls“ erscheinen, sei aber „tieferhin doch Ausdruck einer inneren Notwendigkeit der gewandelten Geschichtsstunde“ gewesen. Deshalb müsse man den Blick auf die Anfangsjahre richten, denn „am meisten vermöge doch die Geburt“, wie schon Hölderlin treffend festgestellt habe. Aus der historischen Kontingenz des Jahres 1817 destillierte Ratzinger in systematisch spekulativer Weise zwei prinzipielle „Grundeinstellungen“ heraus, „die seither für die Arbeit der Tübinger Katholisch-theologischen Fakultät als kennzeichnend gelten dürfen“: zum einen den „Ansatz [...] bei der jeweils vorgefundenen geistigen Situation“ und zum anderen das „Wissen um die Geschichtsbestimmtheit alles menschlichen Denkens und Redens“.⁴⁷ Die verbindenden Tübinger Identitätsmarker wären demnach Kontextualität und Geschichtlichkeit.

Das entspricht den „klassischen“ Kennzeichen der Tübinger Schule, die auch andere Theologen herausgearbeitet haben. So sah der Tübinger Dogmatiker und spätere Kurienkardinal Walter Kasper die Spezifika in einer steten Verbindung von „Kirchlichkeit mit Wissenschaftlichkeit“ sowie „reformoffener, praxisorientierter Zeitgenossenschaft“.⁴⁸ Und der langjährige Fundamentaltheologe der Fakultät, Max Seckler, machte das Charakteristikum der Tübinger Schule an einer „formale[n] Trias“ fest: der „Verbindung von *strenger Wissenschaftlichkeit*, praktischer *Gegenwartsbezogenheit* und unbeirrbarer, wenngleich selbständiger und mündiger *Kirchlichkeit*“.⁴⁹

Innerhalb der einzelnen Phasen sind jedoch auch synchron jeweils ganz unterschiedliche Grade der Kohärenz im Hinblick auf Wissenschaftsverständnis, Gegenwartsbezogenheit und Kirchlichkeit festzustellen, die von weitgehendem Gleichklang bis zu größtmöglicher Differenz reichen. Eine kohärente Tübinger Schule, die auf dieser Trias beruht hätte, lässt sich also weder in diachroner noch in synchroner Perspektive nachweisen.

47 | [Joseph Ratzinger], Vorwort, in: Theologie im Wandel. Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Katholisch-Theologischen Fakultät an der Universität Tübingen 1817–1967 (Tübinger Theologische Reihe 1), München/Freiburg i. Br. 1967, 9–12; 9f.

48 | Walter Kasper, Die Einheit der Kirche im Licht der Tübinger Schule, in: Michael Kessler/Ottmar Fuchs (Hg.), Theologie als Instanz der Moderne. Beiträge und Studien zu Johann Sebastian Drey und zur Katholischen Tübinger Schule (Tübinger Studien zur Theologie und Philosophie 22), Tübingen 2005, 189–206; 190.

49 | Seckler, Katholische Tübinger Schule (wie Anm. 23), 289 [Hervorhebungen im Original].

So ist ein einheitliches Wissenschaftsverständnis weder in den einzelnen Phasen für die Fakultät als Ganzes noch im Hinblick auf die verschiedenen Fächer, schon gar nicht über zwei Jahrhunderte hinweg, festzustellen. Als einzige Ausnahme kann vielleicht die Gründungsphase gesehen werden, in der Gedanken der katholischen Aufklärung die gemeinsame Basis der theologischen Arbeit der vier Professoren bildeten. Seitdem haben sich Wissenschaftsbegriff und -praxis inner- und außerhalb der Theologie ständig verändert. Welches gemeinsame Wissenschaftsverständnis könnte da noch der Tübinger Schule zugrunde liegen? Die moraltheologischen Ansätze Johann Baptist von Hirschers oder Franz Xaver Linsenmanns sind mit denen Otto Schillings oder Johannes Stelzenbergers und der „autonomen Moral“ Alfons Auers kaum unter einen Hut zu bringen. Und die romantisch-organologische Konstruktion der Kirchengeschichte Johann Adam Möhlers ist mit der historisch-kritischen Arbeit Franz Xaver Funks, dem ängstlichen Lavieren Karl Bihlmeyers und der ätzenden Kirchenkritik Karl August Finks nicht zu vergleichen, von dem Bruch in der neutestamentlichen Exegese zwischen Stephan Lösch und Karl Hermann Schelkle ganz zu schweigen.

Eine radikale Gegenwartsbezogenheit ist tatsächlich in der Theologie einer ganzen Reihe von Vertretern der Fakultät zu finden, etwa bei Drey und Hirscher, bei Adam, Auer und Küng. Nicht wenige Tübinger zogen sich aber in den wissenschaftlichen Elfenbeinturm zurück, um den gefährlichen Zeitfragen aus dem Weg zu gehen. So schwieg die ganze Fakultät zum Unfehlbarkeitsdogma, und infolge der Modernismuskrise kam es bei nicht wenigen zu einem „Abtauchen in ungefährliches Terrain als theologische Selbstmarginalisierung“.⁵⁰ Während des Nationalsozialismus passten sich viele an – was man natürlich auch als Kontextualität interpretieren könnte.

Und wie sieht es schließlich mit der „unbeirraren Kirchlichkeit“ aus? Natürlich gab es in der Fakultätsgeschichte zahlreiche „strengkirchliche“ Professoren, Sägmüller und Schilling zum Beispiel. Kuhn und Hefele galten im Vormärz als die Rechtgläubigen schlechthin, wurden aber später in Rom der Ketzerei verdächtigt. Eigentlich zieht sich gerade im Hinblick auf die Großen der Fakultät die Bestreitung ihrer Orthodoxie wie ein roter Faden durch die Geschichte. Ein Band „Tübinger auf dem Index der verbotenen Bücher“ würde recht umfangreich: Drey, Hirscher und Gratz aus der ersten, Möhler und Joseph Gehringer aus der zweiten, Kuhn und Hefele aus der dritten, Funk aus der vierten, Wilhelm Koch und Karl Adam aus der fünften Generation waren in Rom zumindest denunziert worden, viele standen auch direkt vor dem Tribunal des Heiligen Offiziums. Nach dem Zweiten Weltkrieg fokussierte sich das Interesse der lehramtlichen Wächter zunächst auf Karl August Fink, dann auf Alfons Auer und Herbert Haag, schließlich auf Hans Küng. Auch Walter Kasper bekam wegen seines Vorschlags zu einem pastoraleren Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen – zusammen mit Karl Lehmann und Oskar Saier – eine Akte bei der Kongregation für die

50 | Burkard, *Theologie und Gesellschaft im Umbruch* (wie Anm. 12), 79.

Glaubenslehre.⁵¹ Dieser Befund spricht vielleicht für die Innovationskraft und internationale Relevanz der katholischen Theologie in Tübingen, möglicherweise auch für eine „mündige Kirchlichkeit“ – aber sicherlich nicht für die Existenz einer einheitlichen katholischen Tübinger Schule.

Damit scheint der Streit um die Tübinger Schule durch Fakten- und Quellenbelege einen eindeutigen Sieger zu haben. Aber allen historisch-kritischen Bemühungen zum Trotz ist die Rede von ihr immer noch weit verbreitet, aktuell vielleicht sogar mehr denn je. Sie scheint im Vorfeld des 200-jährigen Jubiläums der Fakultät sogar eine Renaissance zu erleben. Ältere Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart sprechen nicht ohne Stolz von ihrer Prägung durch die Tübinger Schule und verstehen dabei „Schule“ ausdrücklich nicht nur als Synonym für „Lehranstalt“ oder „Fakultät“.⁵² Dass eine einheitliche katholische Schule aus der klassischen, faktenbasierten Perspektive der Kirchengeschichte weder diachron noch synchron zu erkennen ist, tut der einmaligen Wirkungsgeschichte der „Tübinger Theologen und ihre[r] Theologie“ sowie der Bedeutung der Fakultät für die theologische Landschaft keinen Abbruch. Möglicherweise waren es gerade die produktiven Spannungen, die Tübinger Theologen immer wieder zu herausragenden Leistungen angespornt haben. Bezeichnenderweise ist vor allem international ganz selbstverständlich und anerkennend von einer Tübinger Schule die Rede, etwa in theologischen Projekten in Italien,⁵³ Frankreich⁵⁴ oder den USA.⁵⁵ Wie ist das zu erklären?

-
- 51 | Vgl. *Die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Zur seelsorglichen Begleitung von Menschen aus zerbrochenen Ehen, Geschiedenen und Wiederverheirateten. Einführung, Hirtenwort und Grundsätze*, Freiburg i. Br./Mainz/Rottenburg-Stuttgart 1993; *Kongregation für die Glaubenslehre, Schreiben über den Kommunionempfang von wiederverheiratet geschiedenen Gläubigen*, hg. von den Bischöflichen Ordinariaten der Oberrheinischen Kirchenprovinz, Eltville 1994.
- 52 | So wurde der Schulbegriff teilweise im 19. Jahrhundert verstanden; vgl. die Nachweise bei Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“ (wie Anm. 8), 54–56.
- 53 | Vgl. Paolo Colombo, La scuola di Tübingen, in: Angelo Di Berardino (Hg.), *Storia della teologia. Età moderna*, Casale Monferrato 2001, 301–338: Colomba spricht zwar ganz selbstverständlich von der katholischen Tübinger Schule und ihrer Leitidee, nimmt aber die kritischen Anmerkungen von Reinhardt und Kustermann durchaus zur Kenntnis, indem er auf S. 303 feststellt, die Zugehörigkeit zur Schule verlange „non immediatamente una uniformità di pensiero“; Roberto Rezzaghi, *Il palo spezzato. Teologia pastorale fondamentale in chiave simbolica*, Mantua 2016, v. a. 105–107 („La scuola di Tubinga“).
- 54 | Vgl. Bernard Lauret (Hg.), *La théologie. Une anthologie*. Bd. 5: *La modernité*, Paris 2016, 213–233: Hier wird ganz selbstverständlich von der katholischen Tübinger Schule gesprochen und vor allem Johann Adam Möhler hervorgehoben. „L'École catholique de Tübingen représentait incontestablement le mouvement de renouveau théologique le plus important au XIX^e siècle [...]“ (S. 213).
- 55 | Vgl. Donald J. Dietrich/Michael J. Himes (Hg.), *The Legacy of the Tübingen School: The Relevance of Nineteenth-Century Theology for the Twenty-First Century*, New York 1997, 11: Zur Schule gehören hier Drey, Möhler, Hirscher, Franz Anton Staudenmaier und Kuhn. Das entspricht in etwa dem Schulbegriff von Josef Rupert Geiselman; Douglas McCready, *Jesus Christ for the Modern World. The Christology of the Catholic Tübingen School* (*American University Studies* 77), New York 1991, IX–X: McCready behandelt die Christologie „of eight members of the Tübingen School“: Drey, Möhler, Staudenmaier, Kuhn, Schanz, Adam, Geiselman, Kasper und Küng. Auf S. 17 spricht er ausdrücklich von der „today's Catholic Tübingen School“; Grant Kaplan, *Tübingen School*, in: *The Encyclopedia of Christian Civilization*, online: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1002/9780470670606.wbcecc1409/abstract>

2. Die Tübinger Schule als gefühlte und gelebte Gemeinschaft

Offenbar existiert die Tübinger Schule auf eine andere Weise und basiert nicht auf theologischen Kontinuitäten, sondern auf geteilten Erinnerungen, Erfahrungen und Erwartungen. Aber auch diese sind historisierbar. Indem einige zentrale Faktoren – nämlich die gemeinsamen Erfahrungen der „Tübinger“ in einem protestantisch geprägten Umfeld und als Priester des Bistums Rottenburg-Stuttgart sowie die Theologische Quartalschrift als Kristallisationspunkt – in den Blick genommen werden, soll dies hier in ersten Ansätzen geschehen.

2.1 Katholische Theologie unter staatlicher Kuratel und im evangelischen Kontext

Neben der staatlich-organisatorischen Vereinigung von Alt- und Neuwürttemberg war der konfessionelle Frieden in dem neuen gemischt-konfessionellen Land einer der Hauptgründe, die katholische Theologie an die evangelische Landesuniversität zu verlegen. Ellwangen galt dem neuen König und seinen Beratern als „Ort der Finsternis und Beschränktheit“.⁵⁶ Im Klartext hieß das: Der König fürchtete, an der katholischen Peripherie, in der ehemaligen Residenzstadt eines Fürstprobsts, könne sich katholischer Widerstand gegen das neue absolutistisch-protestantische Regime in Stuttgart entwickeln. Ein reaktionärer theologischer Überbau schien ihm dafür besonders gefährlich. Die angehenden katholischen Pfarrer sollten aber nicht zu konfessionellen Scharfmachern, sondern im Interesse des neuen Staates zu ökumenisch eingestellten Irenikern herangebildet werden. Dazu war das rein evangelische Tübingen aus Sicht der Stuttgarter Regierung viel besser geeignet als das katholische Ellwangen. Hier konnte die „nachteilige Einwirkung des Lokal-Geistes auf die junge[n] Theologen“ besser gehemmt werden. Am Neckar gab es, bevor die katholischen Theologen 1817 Einzug hielten, überhaupt keine Katholiken. Hier sollten die Priesteramtskandidaten jene „Humanität [lernen], die man doch noch hie und da unter dem Namen Toleranz reklamieren muss“.

Neben aller „ökumenischen“ Rhetorik und rigider Erziehung zur Toleranz ging es dem König und seinen Räten vor allem um die in Tübingen viel besser mögliche strikte

(11.02.2018). Dazu kommen neue Übersetzungen von Drey und Möhler: Johann Sebastian Drey. Brief Introduction to the Study of Theology with Reference to the Scientific Standpoint and the Catholic System, übersetzt und eingeleitet von Michael J. Himes (Notre Dame Studies in Theology 1), Notre Dame/London 1994, X: Hier wird Drey als „Father“ der Tübinger Schule bezeichnet; Johann Adam Möhler. Unity in the Church or The Principle of Catholicism. Presented in the Spirit of the Church Fathers of the First Three Centuries, übersetzt und eingeleitet von Peter C. Erb, Washington D.C. 1995. Für diese wertvollen Hinweise und einschlägigen Literaturhinweise danke ich Claus Arnold, Mainz.

56 | Josef Zeller, Die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen im Jahre 1817, in: Theologische Quartalschrift 108 (1927), 77–158; die folgenden Zitate alle aus dem dort im Anhang befindlichen „Bericht der Curatel“: 115–125; 116f., 119.

staatliche Kontrolle der Theologieprofessoren und vor allem der Studenten. Das wird im „Bericht der Curatel der katholischen Landesuniversität Ellwangen“ vom 16. Januar 1817 mehr als deutlich: In Ellwangen seien die Studenten „sich ganz überlassen“, die in Stuttgart sitzende Aufsichtsbehörde, das Curatelcollegium, sei „24 Stunden davon entfernt, und erfährt eigentlich nur das, was man ihm sagen will“. Tübingen war dagegen von Stuttgart aus rasch erreichbar, sodass die Obrigkeit die katholischen Theologen, ihre Theologie und ihr Verhalten viel effizienter überwachen konnte. Letztlich liegt es, wie es im Bericht der Curatel hieß, „ohnehin in der Willkür des Staates, an welchen Ort er seine Bildungsanstalten verlegen will“. Die erste Generation der Tübinger fügte sich in dieses Schicksal.

Allerdings waren zwei theologische Fakultäten an einer Universität zu Beginn des 19. Jahrhunderts etwas Neues. Sie boten – je nach theologischem beziehungsweise kirchenpolitischem Standpunkt – ökumenische Chancen und Gefahren. Für die erste Generation der Tübinger kann man tatsächlich von konfessioneller Irenik sprechen, die allerdings schon mit der zweiten Generation ab den 1830er Jahren weitgehend vorbei war, wie die teils heftigen Kontroversen zwischen dem katholischen Kirchenhistoriker Johann Adam Möhler und seinem evangelischen Kollegen Ferdinand Christian Baur eindrücklich vor Augen führen. In Württemberg und an der Tübinger Universität kam es jedoch, anders als in den meisten deutschen Staaten, nach 1870 nicht zu einem heftigen Kulturkampf, nicht zuletzt, weil die katholischen Theologen unter der Ägide des Dogmatikers Johannes Evangelist Kuhn zum Unfehlbarkeitsdogma schwiegen, obwohl sie es allesamt ablehnten.

Die katholischen Theologen konnten sich in formaler Hinsicht gut in die Universität integrieren. Regelmäßig wurden Professoren der Katholisch-Theologischen Fakultät auch zu Rektoren gewählt. Eine wirklich ökumenische Zusammenarbeit mit der evangelischen Schwesterfakultät war im Zeitalter der „zweiten Konfessionalisierung“,⁵⁷ in dem Protestanten immer noch als Häretiker betrachtet wurden, aber noch nicht möglich, sie begann erst nach dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. So wurde das Institut für ökumenische Forschung im Jahr 1963 gegründet, 1980 im Zusammenhang mit dem „Fall Hans Küng“ aus der Fakultät herausgelöst und 1996 wieder integriert.⁵⁸ Eine noch zu schreibende „Beziehungsgeschichte“ beider theologischen Fakultäten in Tübingen dürfte vielleicht auch wichtige Erkenntnisse für die anstehende Integration muslimischer Theologie in die deutschen Universitäten erbringen.

57 | Vgl. Olaf Blaschke, *Das 19. Jahrhundert: Ein zweites konfessionelles Zeitalter?* in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), 38–75.

58 | Vgl. <http://www.oekumene-institut.uni-tuebingen.de/container/institut/geschichte.html> (11.02.2018).

Festzuhalten bleibt, dass die Diasporaerfahrung und die staatliche Kuratel Rahmenbedingungen darstellten, denen alle Tübinger Theologen unabhängig von ihrer wissenschaftlichen und politischen Ausrichtung unterworfen waren.

2.2 Ein gemeinsamer Erfahrungsraum: Das Wilhelmsstift

Fakt ist, dass die Tübinger Schule als Größe des kollektiven Gedächtnisses entscheidend zur Identität der Diözese Rottenburg, die ebenfalls eine Neuschöpfung des Jahres 1817 war und über kein historisches Zentrum verfügte, beigetragen hat, auch wenn Kirchenhistoriker auf der Faktenebene die Schule für „obsolet“ erklärt haben.⁵⁹ Denn alle, die in Rottenburg zum Priester geweiht wurden, teilten einschneidende Erfahrungen: Sie studierten nicht nur in einer protestantisch geprägten Umwelt an der Tübinger Fakultät, sondern lebten auch gemeinsam im ebenfalls 1817 errichteten Wilhelmsstift.

Wer eine Geschichte der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät schreiben will, kann dies nur in enger Verbindung mit der Geschichte des Bistums Rottenburg⁶⁰ und des Tübinger Wilhelmsstifts⁶¹ tun. Dafür spricht nicht nur die gemeinsame Gründungsgeschichte, sondern auch die enge Verzahnung von Bistum, Fakultät und Wilhelmsstift im Lauf von zwei Jahrhunderten. Bistum, Fakultät und Priesterseminar wurden 1812 in Ellwangen vom evangelischen Staat errichtet und 1817 nach Tübingen beziehungsweise Rottenburg verlegt, auch wenn die kirchenrechtliche Gründung des Bistums Rottenburg durch den Papst erst 1821 mit der Zirkumskriptionsbulle *Provida solersque* erfolgte. Dass man im Bistum stets 1828 als Fixpunkt für Jubiläen betrachtet, ist historisch nicht ganz einleuchtend. Durch die Verlegung erfolgte aber eine Trennung von Bischofssitz und Fakultät. Daher kam es nach dem Vorbild des berühmten evangelischen Tübinger Stifts im Collegium Illustre zur Etablierung eines katholischen Pendantes, des Wilhelmsstifts als Hochschulkonvikt, in dem die Priesteramtskandidaten der Diözese Rottenburg während ihres Studiums in Tübingen wohnen und vor allem studieren. Erst nach Abschluss des „Examens pro Seminario“ übersiedeln sie für ein Jahr zur Vorbereitung auf die Priesterweihe in das Ordinandenseminar nach Rottenburg.

Das Wilhelmsstift war daher von seiner Grundidee her kein Priesterseminar, sondern ein höheres Konvikt, das ganz auf Theologiestudium und Fakultät hin geordnet war.

59 | Vgl. etwa Burkard, *Theologie und Gesellschaft im Umbruch* (wie Anm. 12), 51.

60 | Vgl. Hubert Wolf, *Die Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart*, in: *Glauben leben, Leben teilen. Katholisch in Württemberg*, hg. vom Bischöflichen Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Ostfildern 2011, 13–64; 22–29.

61 | Vgl. Werner Groß, *Das Wilhelmsstift Tübingen 1817–1869. Theologenausbildung im Spannungsfeld von Staat und Kirche* (Contubernium 32), Tübingen 1984; Max Seckler, *Weltoffene Katholizität. Die Idee des Wilhelmsstifts Tübingen in Geschichte und Gegenwart. Festvortrag zur Einweihung des renovierten Wilhelmsstifts am 14. November 1981*, Tübingen 1981.

Es blieb bis 1934 sogar in staatlicher Hand. Diese enge Verzahnung wurde auch in der Besetzung der Konviktskommission deutlich. Bis zum Übergang des Hauses in die Hand des Bischofs bildete die Katholisch-Theologische Fakultät diese Kommission, seither gehören ihr zwei Vertreter der Fakultät, der Bischof sowie der von diesem ernannte Konviktsdirektor an und fungieren als eine Art Aufsichtsrat des Theologikonvikts.

Priesteramtskandidaten, die das „schlimme“ Tübingen ablehnten, konnten zum Studium etwa nach Dillingen ausweichen, wurden dann aber auch für Augsburg und nicht für ihr Heimatbistum geweiht.⁶² Auch durfte vor den 1980er Jahren kein Rottenburger Priesteramtskandidat in Rom das Germanicum besuchen und an der Gregoriana studieren oder zu den Jesuiten nach Innsbruck gehen. Wer zu den „i nostri“ des Rottenburger Klerus gehören wollte, musste wohl oder übel in Tübingen in die theologische Schule gehen.

Dabei spielten die tatsächliche inhaltliche Ausrichtung der Professoren und ihre innere Kohärenz im kollektiven Gedächtnis des Klerus oft eine eher untergeordnete Rolle. Man war als Rottenburger Diözesanpriester Tübinger und hielt Kontakt zu seinen ehemaligen Lehrern. Außerdem waren die Professoren bis in die 1960er Jahre – von Ausnahmen, die die Regel bestätigen, abgesehen – selber Tübinger und Rottenburger Priester, die entweder Kurskollegen waren, oder die man wenigstens aus dem Wilhelmsstift kannte. Deshalb war die Theologenschule kein Fremdkörper im Bistum, allen Auseinandersetzungen zum Trotz. Man ging nicht bei einem „Reingeschmeckten“ respektive Ausländer in die Schule, sondern bei einem „von uns“. Das ist der Kontext, in dem die Tübinger Schule als Identitätsanker fast zwangsläufig „erfunden“ werden musste.⁶³

Da an der Fakultät bis weit ins 20. Jahrhundert hinein weitgehend Priesteramtskandidaten des Bistums Rottenburg studierten – sogenannte „Laientheologen“ gab es bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil kaum – fanden Konflikte und Richtungsstreitigkeiten im Bistum stets einen lauten Widerhall in Fakultät und Wilhelmsstift und umgekehrt. Die Tübinger Priester teilten gemeinsame Erfahrungen – vor heftigen Auseinandersetzungen schützte das aber keineswegs.

So verlief der Streit um die Vorherrschaft in der Fakultät zwischen „Aufklärern“ und „Ultramontanen“ im Vormärz parallel zum Streit um die Macht in der Diözese. In beiden Arenen spielten die Professoren Johannes Evangelist Kuhn und Carl Joseph Hefele eine maßgebliche Rolle. Sie galten dem Staat als „kirchlich orthodox“, aber „politisch

62 | Vgl. Claus Arnold, Zwischen Zentrum und Peripherie – Die Rottenburger Diözesanidentität (1919–1978), in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 24 (2005), 35–50; 38f.

63 | Diese Hypothese beruht auf Impressionen, die ich aus zahlreichen Gesprächen mit Priestern der unterschiedlichsten Weihejahrgänge aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart gewonnen habe. Zu ihrer Erhärtung wäre es notwendig, den Rottenburger Klerus systematisch nach den Methoden der Oral History zu befragen.

heterodox“.⁶⁴ Hier standen Fakultätsmehrheit und Bischöfliches Ordinariat nicht selten auf verschiedenen Seiten.

Bei den heftigen Auseinandersetzungen nach 1848 zwischen den ultramontanen Hardlinern, in der sogenannten „Donzdorfer Fakultät“ und dem Rottenburger Priesterseminar auf der einen Seite, der Tübinger Fakultät, Bischof Joseph Lipp und seinem Ordinariat auf der anderen Seite, die in den sogenannten „Rottenburger Wirren“ gipfeln sollten, standen Fakultät und Diözesanleitung dagegen auf einer Seite. Im Streit um den sogenannten Modernismus war die Fakultät dann wieder gespalten, während sich Bischof Keppler und das Rottenburger Priesterseminar auf die Seite der Antimodernisten stellten, wie die Fälle des Tübinger Professors Wilhelm Koch, der seinen Lehrstuhl verlor, und des Diakons Josef Heilig, der aus dem Priesterseminar relegiert wurde, exemplarisch zeigen.⁶⁵

Während der Jahre des Nationalsozialismus, als sich ein Großteil der Fakultät eher angepasst verhielt, versuchte anfangs auch Bischof Joannes Baptista Sproll, sich mit dem neuen Regime zu arrangieren. Er entwickelte sich aber rasch zu dessen entschiedenem Kritiker und war der einzige deutsche Oberhirte, den die Nationalsozialisten in die Verbannung trieben. Sproll gilt seither in der Diözese als Bekennerbischof.⁶⁶

Die Auseinandersetzungen um den Fall Küng in den 1970er und 1980er Jahren zeigen eine in zwei Lager gesplattene Fakultät und ein ebenso tief gesplattenes Bistum und Wilhelmsstift. Auch hier kann man eine wirklich „kontextuelle“ Fakultätsgeschichte nicht ohne eine Geschichte der Diözese Rottenburg-Stuttgart schreiben.

Allen diesen Streitigkeiten zum Trotz machten die Tübinger Professoren im Dreieck von Fakultät, Wilhelmsstift und Diözese gemeinsame Erfahrungen, erwarben einen vergleichbaren Wissenshorizont. Weil bis in die 1970er Jahre fast alle Rottenburger Diözesanpriester in Tübingen studiert und das Wilhelmsstift durchlaufen hatten – ein Studium außerhalb und eine Weihe für Rottenburg war so gut wie ausgeschlossen – und andererseits die meisten katholischen Theologiestudenten in Tübingen Rottenburger Priesteramtskandidaten waren, kann die Verbindung von Diözesanklerus und Fakultät nicht hoch genug eingeschätzt werden. Das unterscheidet Rottenburg von anderen Diözesen, die keine eigene Fakultät haben, oder wenn sie eine solche haben, nicht so exklusiv auf diese fixiert sind. Die Tübinger Fakultät war allen Auseinandersetzungen und Spannungen zum Trotz die Fakultät des Bistums Rottenburg, und die

64 | Vgl. Hubert Wolf, Politisch-orthodox statt kirchlich-orthodox. Repressalien der württembergischen Regierung gegen unbotmäßige Theologieprofessoren im Vormärz, in: Bausteine zur Tübinger Universitätsgeschichte 5, Tübingen 1991, 99–116.

65 | Vgl. August Hagen, Der Reformkatholizismus in der Diözese Rottenburg (1902–1920), Stuttgart 1962, v. a. 93–97, 129–152; Seckler, Theologie vor Gericht (wie Anm. 36); Roland Engelhart, Modernismus und Priesterseminar Rottenburg. Dargestellt am Fall Heilig. Wissenschaftliche Zulassungsarbeit für das Lehramt an Gymnasien [masch.], Tübingen 1986 [Exemplar in der Bibliothek des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart].

66 | Vgl. Dominik Burkard, Joannes Baptista Sproll. Bischof im Widerstand (Mensch, Zeit, Geschichte), Stuttgart 2013.

Rottenburger Priester waren Tübinger, die sich einer gemeinsamen Schule zugehörig fühlten.

2.3 Kristallisationskern einer Diskursgemeinschaft: Die Theologische Quartalschrift

Die Geschichte und Identität der Tübinger Fakultät ist eng verbunden mit der Theologischen Quartalschrift. Die vier Professoren – mehr gab es an der Fakultät damals nicht – Gratz, Drey, Herbst und Hirscher gründeten sie 1819, und seither erscheint sie ununterbrochen.⁶⁷ Bereits ein halbes Jahr nach Aufnahme des Lehrbetriebs in Tübingen am 10. Dezember 1817⁶⁸ wurde am 7. Juli 1818 eine als Werbeblatt gestaltete „Ankündigung“ bei Heinrich Laupp in Tübingen veröffentlicht, die später auch dem ersten Jahrgang der Quartalschrift vorangestellt wurde. Die Herausgeber wollten durch die neue Zeitschrift eine empfindliche „Lücke[n] in der katholischen Literatur“ schließen und „auf dem Gebiete der Theologie mehr Licht [...] verbreiten“, in einer Zeit, in der nach den Umwälzungen von Französischer Revolution und Säkularisation die katholische Kirche „ihre hierarchische Verfassung, ihre Verwaltung und Zucht neu zu begründen“ hatte. Dabei wollten sich die Tübinger „von aller Parteisucht und Parteinahme“ freihalten und nur „der Wahrheit huldigen“, die freilich „durch eine vielseitige Beleuchtung nur gewinnen“ könne. Deshalb sollte keine Zensur stattfinden, allen Mitarbeitern wurde „die Freiheit der Meinung“ zugesichert. Wissenschaftliche Positionen müssten „mit Gründen unterstützt“ und „in einem anständigen Tone“ vorgetragen werden. „Lehre und Überzeugung ihrer Kirche“ seien den Herausgebern selbstredend „heilig“, „Einseitigkeit“ und „ängstliche[n] Pedantismus“ lehnten sie gleichwohl ab.⁶⁹

Von 1819 bis zum Jahrgang 1831 erschienen alle Beiträge ohne Verfasserangaben, was für eine starke Corporate Identity der Tübinger Professoren und für die Existenz einer wissenschaftlichen Schule im engeren Sinne spricht. 1938 konnte Stephan Lösch anhand der Honorarabrechnungen die Artikel einzelnen Autoren zuweisen.⁷⁰ Erst die Konflikte in der Fakultät, die mit der „romantischen“ und später „ultramontanen“ Wende einhergingen, die Johann Adam Möhler einleitete, führten dazu, dass seither jeder Beitrag personalisiert erschien.

67 | Mit Ausnahme der Jahrgänge 1918 und 1945, die ganz ausfielen, und 1944, in dem ThQ und die Zeitschrift Scholastik gemeinsam in einem Heft erschienen. Die ThQ ist komplett digitalisiert und bis Band 186 (2006) im Deutschen Digitalen Zeitschriftenarchiv konsultierbar, vgl. <https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=urn%3Anbn%3Ade%3Absz%3A21-dt-182> (08.02.2018), neuere Ausgaben mit Leseproben und Vollbeiträgen auf der Homepage der ThQ, vgl. <http://www.thq-online.de/archiv.php> (08.02.2018).

68 | Dankschreiben der Katholisch-Theologischen Fakultät an Seine Königliche Majestät und an den Kultminister, sowie Antwort des Königs vom 10. und 13. Dezember 1817; Zeller, Errichtung (wie Anm. 56), 154–156.

69 | Theologische Quartalschrift 1 (1819), 3–5 (Ankündigung) und 6f. (Nachtrag); 3f., 6f.

70 | Vgl. Stephan Lösch, Die Anfänge der Tübinger Theologischen Quartalschrift (1819–1831). Gedenkgabe zum 100. Todestag Joh. Ad. Möhlers, Rottenburg a. N. 1938, 50–118.

Die Zeitschrift war das entscheidende Sprachrohr der Fakultät. In der Außenwahrnehmung wurden die Tübinger häufig eng zusammen mit ihrer Zeitschrift beurteilt. So sah die intransigente Zeitschrift *Katholik* in der Quartalschrift der ersten Jahrzehnte falschen Liberalismus am Werk: Man wolle „den Protestanten so viel zugeben, als immer möglich schien, und ist dadurch in vielem bis zur Grenze, in einigem wohl gar über die Grenze hinausgegangen“. Mit einem Wort: Die Quartalschrift vertrat „sicherlich nicht die rechte Richtung“.⁷¹ Der österreichische Kirchenhistoriker Karl Werner kam 1866 in seiner „Geschichte der katholischen Theologie“ zu dem Ergebnis, die Quartalschrift habe von Anfang an eine „würdige ächtwissenschaftliche Haltung“ eingenommen, bewege sich aber erst jetzt „nach Abstreifung einiger, aus der Wessenbergischen Epoche nachwirkender Remineszenzen auch vollkommen in den Bahnen correcter Kirchlichkeit“. Sie sei daher „unbestritten das erste periodische Organ der katholischen Theologie Deutschlands“.⁷² Später, im Jahr 1913, warf der französische Germanist Edmond Vermeil in seiner Promotion über Möhler der Quartalschrift offenen Modernismus vor.⁷³

Zugleich war die „ThQ“ der wichtigste Kommunikationsweg zwischen dem Rottenburger Klerus und seinen ehemaligen Lehrern. Viele Pfarrer hatten bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein die Quartalschrift abonniert und blieben so in Verbindung mit ihrer Fakultät. Jedenfalls tauchten in Pfarrersnachlässen immer wieder bis zu fünfzig fortlaufende Bände der Zeitschrift auf.

Auch unter den Professoren sorgte die Quartalschrift für Berührungspunkte über alle Streitigkeiten hinweg: Bis zum 194. Jahrgang, der 2014 erschien, war es üblich, dass alle Professoren mit dem Moment ihrer Ernennung Mitherausgeber wurden. Das unterstrich die enge Verbindung von Fakultät und Quartalschrift. Nur einmal in der Fakultätsgeschichte war dies nicht der Fall, während der Auseinandersetzung im Vormärz zwischen den „Ultramontanen“ und den „Staatskirchlern“ um Joseph Gehringer und Nikolaus Anton Schimele, welche die Stuttgarter Regierung gegen den Widerstand der Fakultät als Professoren durchsetzte, um den „römischen“ Einfluss einzudämmen. Gegen die Ernennung dieser „Liberalen“ waren die „Ultramontanen“ am Ende machtlos, aber dem Automatismus der Aufnahme unter die Herausgeber bereiteten sie ein Ende. Die wohlbestallten Professoren der Fakultät Gehringer und Schimele wurden 1841 bis 1849 beziehungsweise 1846 bis 1848 vom Titelblatt der Quartalschrift fernge-

71 | So der *Katholik* 1863, 546, zitiert nach Paul Schanz, *Die katholische Tübinger Schule*, in: *Theologische Quartalschrift* 80 (1898), 1–49; 8f.

72 | Karl Werner, *Geschichte der katholischen Theologie. Seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart* (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit 6), Stuttgart 1866, 472f., zitiert nach Josef Rief/Max Seckler, *Zum Weg der Theologischen Quartalschrift*, in: *Theologische Quartalschrift* 150 (1970), 5–23; 13 Anm. 8.

73 | Vgl. ebd., 14f.

halten. Diese war im Vormärz nicht mehr das Blatt der Fakultät, sondern einer Partei in der Fakultät.⁷⁴

Die seitdem wieder bestehende enge Verbindung von Fakultät und Quartalschrift bestätigte auch Peter Hünermann für die 1980er und 1990er Jahre: „Das Klima in der Fakultät war von der gemeinsamen Aufgabe geprägt, die ‚Theologische Quartalschrift‘ herauszugeben und zu gestalten. So gab es ein gemeinsames theologisches Interesse. Wir haben viel diskutiert.“⁷⁵ Im Jahr 2015 wurde diese Verbindung aufgegeben. Die Zahl der Herausgeber hat sich seither reduziert, und die Reihenfolge der Namensnennungen auf dem Titelblatt folgt nicht mehr dem Anciennitätsprinzip: ein Bruch mit der Tradition wenige Jahre vor dem 200-jährigen Jubiläum, aus welchen Gründen auch immer.

Trotz der beiden Registerbände von 1895 und 1970⁷⁶ sowie der Studie von Lösch über die Anfänge der Theologischen Quartalschrift von 1938⁷⁷ bleibt eine wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte der ältesten noch fortlaufenden theologischen Zeitschrift ein Desiderat der Forschung. Neben der Analyse von Inhalt und Autoren im digital zugänglichen Bestand müssten auch die Abonnenten-Verzeichnisse sowie die Verlagskorrespondenzen konsultiert werden, bevor mit der Erarbeitung der äußeren Geschichte der Quartalschrift, der inhaltlich theologischen Auswertung und der Rekonstruktion der Entwicklung des Grades ihrer Verbindung mit der Fakultät begonnen werden kann. Das Jubiläum 2019 sollte dazu den geeigneten Anlass bieten. Die Bedeutung der Quartalschrift rechtfertigt ein solches Unterfangen auf jeden Fall. Denn die „ThQ“ war ein großen Teilen des Rottenburger Klerus gemeinsamer Diskursraum und entscheidend dafür, dass die Professoren der Fakultät allen internen Streitigkeiten zum Trotz als zusammengehörig wahrgenommen wurden – wesentliche Faktoren für die Konstruktion der Tübinger Schule im kollektiven Gedächtnis.

3. Die Tübinger Schule: Konstrukteure und Konstrukte

Spürt man der Genese des kollektiven Gedächtnisses nach, ist zu bedenken, dass es sich bei dessen Entstehung nicht zuerst um einen bewusst gelenkten oder gar wissenschaftlichen Prozess handelt. Vielmehr geht es um die Schaffung von Identität für eine

74 | Vgl. Wolf, *Ketzer oder Kirchenlehrer?* (wie Anm. 24), 106f.

75 | Margit Eckholt/Regina Heyder (Hg.), „In der Freiheit des Geistes leben.“ Peter Hünermann im Gespräch, Ostfildern 2010, 119.

76 | Ein erstes Register wurde sowohl mit gesonderter Paginierung teilweise in Bd. 20 (1838) eingefügt als auch separat gedruckt: Register zu den 20 ersten Jahrgängen der Tübinger Theologischen Quartalschrift. 1819–1838, Tübingen 1839. Für den Jahrgang 1819–1894: Joseph Schmid, *Personen-, Orts- und Sachregister zur Tübinger Theologischen Quartalschrift*. Bd. I–LXVI [1819–1894], Stuttgart 1895. Fortsetzung: Max Seckler (Hg.), *Register zur Theologischen Quartalschrift Tübingen 1895–1970*, Mainz 1975.

77 | Lösch, *Anfänge* (wie Anm. 70).

bestimmte Gruppe. Dabei verfährt das Gedächtnis „rekonstruktiv“. „Die Vergangenheit vermag sich in ihm nicht als solche zu bewahren. Sie wird fortwährend von den sich wandelnden Bezugsrahmen der fortschreitenden Gegenwart her reorganisiert.“⁷⁸ Dieser Vorgang ist für die Tübinger Schule bislang nicht in den Blick gekommen. Erkennbar ist aber bereits, dass wie selbstverständlich geteilte Erfahrungen und Diskursräume sicherlich dazu beigetragen haben, die Behauptung einer Tübinger Schule plausibel erscheinen zu lassen. Um einer Antwort näher zu kommen, warum deren Existenz so tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist, und vor allem in welcher Form, muss aber noch genauer nachgefragt werden. Wer sprach wann mit welcher Absicht von einer Tübinger Schule, wer wurde zu welchen Zeiten inkludiert, wer ausgeschlossen? Hier geht es auch um interessengeleitete, gezielte Konstruktionen der Tübinger Schule und daher, buchstäblich, um Definitionsmacht.

Die Frage nach der Tübinger Schule im kulturellen Gedächtnis lenkt damit den Blick auf die Konstruktion oder „Reformulierung“⁷⁹ von Tradition, die viel diskutierte „Invention of Tradition“,⁸⁰ und insbesondere die Konstruktion von den „imagined communities“.⁸¹ Jan Assmann hat in seinem einschlägigen Standardwerk unter der sprechenden Überschrift „Gedächtnis versus Historie“ gezeigt, dass das kulturelle Gedächtnis zur „Ausblendung von Veränderung“ neigt und nur auf „Ähnlichkeiten und Kontinuitäten“ schaut, während die Geschichte „nur Differenzen und Diskontinuitäten“ wahrnehme.⁸² Aber das spricht nicht dagegen, das kulturelle Gedächtnis seinerseits zu historisieren.

Wendet man dieses Konzept auf den Streit um die katholische Tübinger Schule an, dann muss man sich vielleicht nicht länger zwischen Skylla und Charybdis entscheiden. Dann hat es diese Schule als inhaltlich und kirchenpolitisch einheitliche Ausrichtung der Tübinger Theologie nie gegeben und es gibt sie auch heute nicht. Doch auf der Ebene des kollektiven Gedächtnisses ist die Tübinger Schule sehr lebendig, weil die Tübinger Vergangenheit von vielen gerne bewohnt – und benutzt – wird. Diese imaginierte Tradition ist nicht weniger „wahr“ und vielleicht sogar wirkmächtiger als alle bisher in mühsamer historischer Arbeit präzisierten Fakten.

Der Begriff Tübinger Schule etablierte sich zur Bezeichnung inhaltlicher Traditionslinien zunächst für die evangelische Theologie. Es lag nahe, in Anlehnung daran auch von einer *katholischen* Tübinger Schule zu sprechen, zumal die katholischen Professoren der ersten Generation sich durchaus von den historisch-kritischen Methoden ihrer

78 | Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1997, 41f.

79 | Vgl. José Casanova, Civil society and religion: Retrospective reflections on Catholicism and prospective reflections on Islam, in: Social Research 68 (2001), 1041–1080.

80 | Vgl. Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hg.), The Invention of Tradition, Cambridge 1983.

81 | Vgl. Benedict Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origin of and Spread of Nationalism, London/Brooklyn 2006.

82 | Assmann, Das kulturelle Gedächtnis (wie Anm. 78), 42.

evangelischen Kollegen inspirieren ließen. Tatsächlich diente der Begriff zunächst aber einfach als Synonym für die Institution der Katholisch-Theologischen Fakultät.⁸³ Bezeichnenderweise waren es dann jedoch vor allem Protestanten, die von einer katholischen Tübinger Schule⁸⁴ im Sinne einer inhaltlich bestimmten Richtung schrieben. So unterschied beispielsweise der protestantische Theologe Heinrich Merz 1841 die Tübinger von der Hermesianischen und der Münchner Schule, wobei er die Tübinger der ersten Generation für ihren Anschluss an die protestantische Theologie lobte – sie damit aber auch ein wenig vereinnahmte und gegen andere katholische Strömungen ausspielte. Auch ein evangelischer Korrespondent der Berliner Allgemeinen Kirchenzeitung sprach 1844 von einer katholischen Tübinger Schule. Da der Generationenwechsel an der Fakultät unübersehbar war, wurde bald die aufgeklärte „alte“ von einer romantisch-ultramontanen „neuen“ Schule unterschieden, die etwa der liberale katholische Theologe Benedikt Alois Pflanz mit Misstrauen beobachtete. Da man der „neuen“ Schule die Störung des konfessionellen Friedens vorwarf, war diese Begriffsbildung auch politisch höchst brisant.

Der katholische Tübinger Exeget Martin Joseph Mack, wegen einer Schrift über gemischte Ehen aus dem Amt des Universitätsrektors entfernt, rezensierte Merz 1842 und übernahm den Ausdruck Tübinger Schule. Aber das scheint ein Einzelfall gewesen zu sein. Als geläufiger Begriff auf katholischer Seite ist die Tübinger Schule erst deutlich später greifbar, vor allem 1862 bei dem Dillinger Theologen Alois Schmid, der die Tübinger Schule von anderen theologischen Strömungen seiner Zeit abgrenzte. Karl Werner beschrieb in seiner schon genannten „Geschichte der katholischen Theologie“ den „theologischen Bildungskreis, der unter dem Namen der Tübinger Schule in der Geschichte der Theologie des katholischen Deutschlands immerfort ein ehrenvollstes Andenken behaupten wird“.⁸⁵ Ihm ging es vor allem darum, Strömungen, mit denen er sympathisierte, in eine Traditionslinie zur ruhmreichen Gründergeneration der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät zu stellen. Auch Gießener und Freiburger katholische Theologen waren in seinem Verständnis Angehörige der Tübinger Schule, weshalb er die Gießener Jahrbücher und die Freiburger Zeitschrift für Theologie als Ableger der Theologischen Quartalschrift sah – eine Begriffsweiterung, die noch einige Jahrzehnte fortwirkte, sich aber letztlich nicht durchsetzen konnte.

Es gibt dagegen keinen Nachweis, dass der Begriff Tübinger Schule bis zum Ende des 19. Jahrhunderts von einem katholischen Tübinger Professor als Selbstbezeichnung verwendet wurde. Er begegnet allenfalls vereinzelt in Nachrufen. Von der ersten Ge-

83 | Als frühester Beleg dafür ist ein von Rudolf Reinhardt entdeckter Brief des Marburger Kanonisten Johann Christian Multer vom 17. April 1831 an einen ungenannten Kollegen anzuführen; Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“ (wie Anm. 8), 55.

84 | Die Nachweise für die im Folgenden genannten Verwendungen des Begriffs Tübinger Schule finden sich allesamt in der exzellenten Zusammenstellung von Ulrich Köpf; ebd., 54–60.

85 | Werner, Geschichte der katholischen Theologie (wie Anm. 72), 473.

neration der Tübinger, die doch einer „Schule“ am nächsten kam, ist dieser Begriff nicht überliefert. Der später vielfach als „Haupt und Zierde“⁸⁶ der Tübinger Schule gefeierte Dogmatiker Johannes Evangelist von Kuhn „verneinte 1863 nicht nur die Opportunität, sondern die *Sachgemäßheit* des Begriffs Katholische Tübinger Schule“ sogar ausdrücklich.⁸⁷ Nach der durch Möhler herbeigeführten Wende sah er sich offenbar nicht (mehr) in ausgeprägten Traditionslinien stehen. Sein Schüler und Nachfolger Paul von Schanz ordnete in seinem Nachruf von 1887 Kuhn jedoch ganz selbstverständlich in „jene Richtung in der Theologie“ ein, „welche man im Gegensatze zu der romanischen oder neuscholastischen Richtung die deutsche katholische Schule oder kurzweg auch die katholische Tübinger Schule zu nennen pflegte“.⁸⁸

Im Jahr 1898 versuchte Schanz dann mit einem Aufsatz in der Theologischen Quartalschrift den Begriff Tübinger Schule als Selbstbezeichnung der katholischen Theologen in der Stadt am Neckar zu etablieren.⁸⁹ Dabei bezog er sich nicht auf die Gründergeneration, sondern auf Möhler und dessen geistige Söhne und Enkel, zu denen er auch selbst zählte. Zudem musste er sich auf die systematischen Disziplinen konzentrieren und die exegetischen und historischen ausschließen, um sein Konstrukt halbwegs plausibel erscheinen zu lassen. Diese Linie gipfelte 1964 in dem Versuch Josef Rupert Geiselmanns, Aufklärer und Ultramontane unter dem Begriff der katholischen Tübinger Schule zusammenzufassen – auf Kosten einer radikalen Uminterpretation der ersten Generation, sodass Drey bei ihm gegen alle Fakten zum Antiaufklärer und Romantiker wurde. Vor allem außerhalb des deutschsprachigen Raums ist Geiselmanns Begriffsprägung bis heute wirkmächtig geblieben.⁹⁰

Für die Begriffsgeschichte der katholischen Tübinger Schule ist schließlich noch eine weitere Personengruppe entscheidend: die „strengkirchlichen“ Denunzianten und Zensoren, die nicht müde wurden, die Tübinger Schule – beziehungsweise das, was sie darunter verstanden – immer wieder pauschal als unorthodox zu brandmarken. Ironischerweise trugen sie auf ebendiese Weise entscheidend dazu bei, dass der Begriff heute vor allem mit Theologinnen und Theologen assoziiert wird, die in ihrer jeweiligen Zeit als kritisch beziehungsweise „fortschrittlich“ galten. Die Intransigenten haben sich und ihre Gesinnungsgenossen dadurch in der kollektiven Erinnerung selbst marginalisiert.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind es vor allem Max Seckler und Walter Kardinal Kasper, die pro Existenz einer Tübinger Schule argumentierten. Diese habe

86 | Heinrich Brück, *Geschichte der Katholischen Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert*, Bd. 3, Münster 1905, 341.

87 | Kustermann, „Katholische Tübinger Schule“ (wie Anm. 8), 80 [Hervorhebung im Original].

88 | Paul von Schanz, *Zur Erinnerung an Johannes Evangelist von Kuhn*, in: *Theologische Quartalschrift* 69 (1887), 531–598; 532.

89 | Schanz, *Die katholische Tübinger Schule* (wie Anm. 71).

90 | Vgl. Josef Rupert Geiselman, *Die katholische Tübinger Schule. Ihre theologische Eigenart*, Freiburg i. Br. 1964.

„noch heute eine erstaunliche Vitalität“ erklärte Kasper 1993, der selbst in der Tübinger Tradition steht.⁹¹ Und in einem Interviewband mit Daniel Deckers ist der Abschnitt, der sich Kaspers Theologiestudium widmet, bezeichnenderweise mit „Tübinger Schule – Theologie im offenen Strom der Zeit“ überschrieben und Tübingen als „Olymp deutschen Geistes“ gewürdigt.⁹²

Ein Blick auf die derzeitigen Schwerpunkte der Rezeption Tübinger Theologie gerade auch im internationalen Kontext lässt es heute ebenfalls naheliegend erscheinen, eine Traditionslinie von den aufgeklärten Gründervätern über die „liberal geläuterten“ Ultramontanen Kuhn und Hefele zu den Vordenkern des Zweiten Vatikanischen Konzils zu ziehen – und diese Traditionslinie mit Tübinger Schule zu betiteln. Zwingend ist diese Auswahl aufgrund der Faktenlage aber keineswegs und man sollte sich immer der Ausschließungsmechanismen bewusst sein, die dabei angewendet werden.

4. Vom Jubiläum

Für ein Jubiläum gelten besondere Gesetze. Eine solche solenne Feier wird zumindest in religionshistorischer Perspektive gewöhnlich als „Zeitabschnitt“ verstanden, „der sich aus der gewöhnlichen Zeitfolge durch besondere Mächtigkeit heraushebt“. Durch Festakte und Empfänge, durch Musik und Tanz, durch Gottesdienste und Dankandachten, durch Festmähler und Festschriften feiert eine Gemeinschaft sich selbst und streut sich Weihrauch, um sich ihrer immer wieder gefährdeten Identität neu zu versichern, den sozialen und kollegialen Zusammenhalt zu fördern und durch diesen Festkitt gestärkt gemeinsam in eine erfolgreiche Zukunft aufbrechen zu können. Diese „besondere Mächtigkeit“ zeigt sich in besonderer Weise „in der Bezogenheit des Festes auf die Zeit des Ursprungs“.⁹³ So wird zum 200-jährigen Jubiläum der Fakultät auch wieder eifrig an der Dekonstruktion und Neukonstruktion der Tübinger Schule gearbeitet, ob man will oder nicht. Auch dieser historische Beitrag entkommt dem nicht. Das kollektive Gedächtnis hat diese Schule als lebendige Größe, als bewohntes Haus identifiziert, und daraus Identität rekonstruiert. Die „offenkundige Bedeutung“⁹⁴ der Tübinger Fakultät und ihrer Theologen ist über 200 Jahre hinweg historisch eindeutig erwiesen. Im kollektiven Gedächtnis ist die Fakultät aber viel mehr: in gewisser Weise eine schwäbisch-theologische Heimat, die für manch einen den Vorhof zum Himmel

91 | Walter Kasper, Ein Blick auf die Katholische Tübinger Schule, in: Kessler/Seckler (Hg.), Theologie, Kirche, Katholizismus (wie Anm. 8), 7–13; 7. Vgl. auch Hubert Wolf, Ökumene auf Schwäbisch. Walter Kasper zwischen „Tübinger“ und „Römischer Schule“, in: zur debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 37/2007, 4–6.

92 | Kardinal Walter Kasper/Daniel Deckers, Wo das Herz des Glaubens schlägt. Die Erfahrung eines Lebens, Freiburg i. Br. 2008, 31 und 37.

93 | Otto Bischofberger, Feste und Feiertage I, in: TRE 11, 1983, 93–96; 93.

94 | Treffend Köpf, Zur „Katholischen Tübinger Schule“ (wie Anm. 8), 65.

bedeutet. Über synchrone Differenzen und diachrone Brüche wird dabei gnädig hinweggeschaut. Vielleicht ist das kollektive Gedächtnis gerade deswegen wirkmächtiger als die klassische Historie und vielleicht darf es das aus Historikersicht manchmal auch sein, gerade bei einem Jubiläum, das aus der Zeit herausragt. Die Tübinger Schule existiert – nicht zuletzt als wandelbare Chiffre für die herausragenden Leistungen einer stolzen Fakultät mit 200 Jahren wechselvoller Geschichte.